



Sabrina Isabell Bigos

# **Kinder und Jugendliche in heilpädagogischen Heimen**

Biografische Erfahrungen und  
Spuren der Heimerziehung aus  
Adressatensicht

**BELTZ** JUVENTA

Leseprobe aus: Bigos, Kinder und Jugendliche in heilpädagogischen Heimen, ISBN 978-3-7799-4106-4  
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel  
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4106-4>

## 2.4 Bindungs- und Beziehungsarbeit in heilpädagogischen Kinder- und Jugendheimen

Biografische Erfahrungen prägen die Kinder für ihr späteres Leben. Beziehungen sind für jeden Menschen sehr zentral, da mit ihnen unterschiedlichste Erfahrungen gesammelt und erlernt werden können, um sich in die Gesellschaft zu integrieren. Da jeder sehr viel Zeit seines Lebens in Gesellschaft anderer lebt, ist kaum zu vermeiden, dass er dabei eine sehr große Anzahl von Beziehungen unterschiedlicher Art, Dauer und Intensität eingeht. „Für fast jeden von uns bilden Beziehungen zu anderen Menschen den wichtigsten Teil unseres Lebens“ (Auhagen & Salisch, 1993, S. 7). Somit wird die frühkindliche Entwicklung vorwiegend durch eine gute Beziehung und Bindung zu einer Bezugsperson bestimmt. Hiernach prägen die Beziehungen und Bindungen zu Familienmitgliedern, Altersgenossen und Pädagogen die Entwicklung der Persönlichkeit (vgl. Auhagen & Salisch, 1993, S. 7). Die humanistische Psychologie betont, dass die Persönlichkeitsentwicklung und das Entstehen von Wertgefühlen nicht zuletzt durch die Begegnung mit anderen geschehen. Allgemein formuliert, ist eine Beziehung deshalb eine Verbindung, ein Verhältnis zwischen zwei Subjekten, die sich in unterschiedlichen Kommunikationsformen äußern kann. Vor allem die zwischenmenschlichen Beziehungen spielen hier eine wesentliche Rolle, da sie konstitutiv für das Leben des Menschen als soziales Wesen sowie ausschlaggebend und prägend sind.

Eine erfolgreiche Heimerziehung kann hauptsächlich durch Beziehungs- und Bindungsarbeit erreicht werden, da Heimkinder häufig auffällige Verhaltensmuster aufweisen, denen Reaktionen auf instinktive Bindungswünsche zugrunde liegen. Es ist heutzutage sicher, dass sich frühe Beziehungs- und Bindungserfahrungen von Kindern und Jugendlichen häufig auf ihre weitere Persönlichkeitsentwicklung auswirken. Kinder und Jugendliche, die in Kinderheimen leben, haben meistens unter dem Verlust oder Versagen ihrer wesentlichen Bindungspersonen zu leiden. Dadurch wird ihre Beziehungs- und Bindungsfähigkeit negativ beeinflusst. Hieraus resultieren nicht selten psychische Auffälligkeiten. Daher ist es von großer Bedeutung, dass sie in den Heimen Nähe erfahren und lernen, sich auf Bezugspersonen einzulassen. Ein heilpädagogisches Kinder- und Jugendheim ist oft die Alternative für die Betreuung von Kindern, welche aufgrund äußerlicher Umstände keinen Platz in Pflege- oder Adoptivfamilien finden, da sie zum Beispiel zu verhaltensoriginell sind. Ein Heimaufenthalt kann sich für die betroffenen Kinder und Jugendlichen aber trotzdem zu einem positiven Lebensabschnitt entwickeln, wenn sie Gelegenheit bekommen, zu ihren Betreuern eine tragfähige Bindungsbeziehung aufzubauen.

Heimbewohner präsentieren vielfach ein bindungsabweisendes und bindungsvermeidendes Verhalten. Dies ist eine Schutzfunktion. Diese Kinder und Jugendlichen haben oft schon im Kleinkindalter keine sicheren Bindungserfahrungen gemacht. Mit ihrem abweisenden Verhalten möchten sie bewirken, mit den verunsichernden und daher von ihnen gefürchteten Bindungswünschen nicht mehr konfrontiert zu werden.

### 2.4.1 Definition Beziehungs- und Bindungsarbeit

Der Begriff „Beziehung“ meint im alltäglichen Gebrauch grundsätzlich eine bestimmte Relation zwischen verschiedenen Objekten oder Individuen. Unter die sogenannten gesellschaftlichen Beziehungen fallen zum Beispiel die soziale Beziehung sowie die Eltern-Kind-Beziehung als Bindungsform, die zunächst auf Bindung, später auf Trennung (Loslassen) angelegt ist.

Die Beziehungsarbeit bezeichnet ein Vorgehen in zwischenmenschlichen Beziehungen, bei dem von dem Pädagogen bewusst versucht wird, sein Verhalten gegenüber dem anvertrauten Kind zu hinterfragen und im Sinne einer positiven Gestaltung der Beziehung veränderbar zu halten. Sie hat das Ziel, Vertrauen zu ermöglichen sowie größere Abstimmung und offeneren Austausch zu erreichen. Es bedeutet weiterhin, gezielt auf einen Menschen zuzugehen, etwas gemeinsam mit ihm zu erleben, persönliche Berührungspunkte herzustellen oder andere in der Beziehungsbildung anzuleiten. Die Beziehungsarbeit kann auch die Reflexion eigener Verhaltensmuster sowie der „Motivationen“ für bestimmte Verhaltensweisen dem anderen gegenüber beinhalten.

Es kann somit Folgendes festgehalten werden: Ein Pädagoge, der Beziehungsarbeit leistet, versucht, eine sinnvolle Begegnung mit einem (zum Beispiel) ihm anvertrauten Kind herzustellen. Dazu gehört, dass dem Pädagogen das Kind wichtig ist, er dessen Verhalten ernst nimmt, seine Gefühle respektiert und seine Persönlichkeit als wertvoll erachtet. Beziehungsarbeit<sup>21</sup> verlangt auch, dass der Heimpädagoge sich mit seiner Persönlichkeit einbringt, darum bemüht ist, Vertrauen herzustellen und persönliche Sichtweisen auszutauschen. Dazu gehört vor allem, die eigenen Gefühle nachvollziehbar und authentisch auszudrücken.

Der Ausdruck ‚Bindung‘ bezeichnet in der Psychologie die emotionale Bindung an Personen, in der Pädagogik die Beziehung eines Kindes zu seinen Eltern oder anderen ständigen Bezugspersonen. Unter dem Begriff ‚Bindung‘

---

21 Der Begriff kann durch die Überlegungen bzw. Studien zu pädagogischen Beziehungen erweitert werden (vgl. Giesecke oder Dörr/Müller)

wird ein imaginäres Band verstanden, das eine Person gefühlsmäßig über Raum und Zeit mit einer anderen Person verbindet (vgl. Grossmann/Grossmann 2006, S. 71).<sup>22</sup>

## 2.4.2 Ursprünge sowie Kernaussagen der Bindungstheorie

Die Bindungstheorie ist eine psychoanalytische Strukturtheorie. Sie hat ihren Ursprung in der klassischen Objektbeziehungstheorie, welche durch evolutionistische, ethologische, informationstheoretische und kognitionspsychologische Erkenntnisse ergänzt und neu konzipiert wurde. Der britische Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby (1969) gilt als Begründer der Bindungstheorie.

Bereits Anfang der 1940er Jahre des vergangenen Jahrhunderts entwickelte Bowlby bei seiner Arbeit mit verhaltensgestörten, kriminell auffälligen Kindern und Jugendlichen in einer psychiatrischen Klinik die Annahme, dass die Störungen dieser Kinder mit den Erfahrungen zusammenhängen mussten, die sie in ihrer frühen Kindheit in ihren Herkunftsfamilien gemacht hatten. Einige dieser Kinder hatten nach der Säuglingszeit eine längere Trennung von der Kindesmutter erleben müssen. Bowlby sah den Faktor einer gefühlvollen Beziehung zu einer mütterlichen Bezugsperson als ein lebensnotwendiges Bedürfnis des Kindes an. Die Versorgung mit Nahrung sei jedoch nicht als primär für die Entwicklung einer Bindungsbeziehung zu sehen (vgl. Schleiffer 2009, S. 24; Bowlby 2010, S. 4).

Bei der Entstehung seiner ersten bindungstheoretischen Annahme bezog sich Bowlby (2003, S. 22) auf die Arbeiten des Verhaltensforschers Konrad Lorenz zur Möglichkeit der Bindung von Jungtieren an eine sie nicht mit Nahrung versorgende Mutterperson. Außerdem stützte er sich auf Untersuchungen des Psychoanalytikers René Spitz über den partiellen und totalen Entzug von affektiver Zuwendung durch die Mutter gegenüber ihrem Kleinkind und dessen negative Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung. Spitz veröffentlichte 1945 und 1946 Entwicklungsdaten von Kleinkindern, die er in einem Findelhaus beobachtet hatte, und einer weiteren Gruppe von Kleinkindern, die er in einem Säuglingsheim beobachtet hatte. Darin wiesen Kinder, die ohne mütterliche Zuwendung in einem Findelhaus lebten, fortschreitende Entwicklungsdefizite auf. Die Sterblichkeitsrate dieser Kinder lag übermäßig hoch im Vergleich mit derjenigen von Kindern, die in einem

---

22 Ohne eine tragfähige Beziehung ist effektives pädagogisches Arbeiten nicht möglich, da die Beziehung deren Fundament bildet, z. B. im Sinne der Förderung der Persönlichkeitsentwicklung, Identitätsentwicklung etc.

Säuglingsheim lebten. Dabei benannte Spitz die affektive Zuwendung in Form von Bemutterung der Kinder in dem Säuglingsheim durch die betreuenden Pflegekräfte als den spezifischen Faktor für das Ergebnis seiner Untersuchungen (vgl. Spitz 1992a, S. 289ff.).

Im Jahr 1958 stellte Bowlby der Wissenschaft seine Bindungstheorie vor. Zeitgleich veröffentlichte der Verhaltensforscher und Psychologe Harry Harlow neue Forschungsergebnisse mit Rhesusaffen, die Bowlbys Annahmen stützten. In den Untersuchungen klammerten sich die Affenjungens überwiegend an eine gut zu umfassende, mit Frottee bespannte Mutterattrappe, statt an ein Nahrung spendendes Drahtgestell (vgl. Largo 2000, S. 96f.). Jahre später erschien Bowlbys Hauptwerk in einer aufeinanderfolgenden Trilogie mit den Titeln „Bindung“ (1969, dt. 1975), „Trennung“ (1973, dt. 1976) sowie „Verlust, Trauer und Depression“ (1980, dt. 1984; vgl. Grossmann/Grossmann 2003, S. 14f.). Bowlby stützte seine theoretischen Aussagen konsequent auf direkte Verhaltensbeobachtungen sowie filmische Dokumentationen und forschte im Laufe seines Lebens, unter anderem auch mit wertvoller Unterstützung von Mary Ainsworth (1913–1999), einer amerikanischen Persönlichkeitsforscherin. Die von ihnen entwickelte Theorie entstand überwiegend aus der Beschäftigung mit der Beziehung zwischen Mutter und Kind und den Auswirkungen von Trennung und Verlust von Bindungspersonen auf die kindliche Entwicklung.

Dabei skizziert sie einerseits das Modell einer gesunden Bindungsbeziehung, beschreibt aber auch Fehlentwicklungen und ihre auslösenden Faktoren. Die wichtigsten Annahmen der Bindungstheorie haben Grossmann und Grossmann (2006) folgendermaßen zusammengetragen (vgl. Grossmann/Grossmann 2006, S. 67f.):

- Eine kontinuierliche und feinfühliges Fürsorge ist von herausragender Bedeutung für die seelische Gesundheit.
- Mindestens eine Bindungsbeziehung ist zur Gewinnung von Sicherheit und Stressabbau biologisch notwendig. Sie wird zu einer als stärker und weiser empfundenen erwachsenen Person aufgebaut. Diese dient dem Schutz und der Versorgung des Kindes. Das Bindungsverhaltenssystem existiert gleichrangig neben Verhaltenssystemen zur Sicherung von Ernährung, Sexualität und Aggression.
- Bei Angst erfolgt eine Aktivierung des Bindungsverhaltenssystems zum Herstellen der Nähe zur Bindungsperson. Dabei wird das Erkundungsverhalten des Kindes eingestellt. Umgekehrt wird das Spiel und Erkundungsverhalten nach der Wiederherstellung des Wohlbefindens wieder aktiviert. Dies ist eine Besonderheit der Bindungsbeziehung und unterscheidet sie von anderen sozialen Beziehungen.

- Es gibt unterschiedliche Qualitäten von Bindungen, die sich am Ausmaß der Vermittlung von Sicherheit unterscheiden lassen.
- Früh erlebte Bindungserfahrungen werden psychisch verarbeitet und in innere Modellvorstellungen von eigener Wirkung und erwartbaren Handlungen anderer umgewandelt.

### 2.4.3 Bindungsverhalten und Bindungsverhaltenssystem

Die Bindungsbeziehung soll dem schwächeren Individuum Schutz, Fürsorge, Unterstützung und Sicherheit geben. Die Bindungsbeziehung wird nur mit wenigen Bezugspersonen eingegangen, wobei sich deutlich eine Hierarchie zeigt.

Diese Beziehungen unterscheiden sich von anderen Beziehungen durch folgende Merkmale (Grossmann/Grossmann 2006, S. 69ff.):

- das favorisierte Aufsuchen einer Person auch über Barrieren hinweg,
- das Auftreten eines bemerkbaren Schmerzes bei Trennung,
- das Eintreten von Entspannung bei Vereinigung mit der Bindungsperson.
- charakteristische intensive Gefühle, wie zum Beispiel Liebe, Sehnsucht, Trauer, Angst und Wut.

Bereits beim Neugeborenen ist das Streben nach engen emotionalen Beziehungen als natürliches Grundelement des Menschen angelegt (vgl. Bowlby 2010, S. 98). Eine anfängliche Bindung wird der Säugling zunächst in der Regel zu seiner Mutter entwickeln, aber auch nachfolgende Bindungspersonen können dem Kind zeitweilige Beruhigung sowie Entspannung geben. Neue Bindungspersonen sind zunächst kein kompletter Ersatz für die primär erlebte Bindung. Sie können jedoch mit der Zeit die Funktion der primären Bindungsbeziehung übernehmen. Voraussetzung ist hier, dass eine intensive Versorgung durch die entsprechende Person mit einem häufigen Interaktionsgeschehen zwischen ihr und dem Kind erfolgt (vgl. Grossmann/Grossmann 2009, S. 34).

Wird die affektive Bindung unterbrochen oder erscheint sie bedroht, löst das unterschiedliche Verhaltensweisen beim Kind aus. Ein drohender Verlust führt zum Beispiel zu Angst, die sich nicht sofort zeigen muss, sondern sich auch in Wut und Aggression ausdrücken kann. Das Ziel besteht darin, die Zuwendung der Bindungsperson zu erhalten. Ein Beispiel sind hier „Scheidungskinder“ oder Kinder aus Familien mit Partnerschaftsproblemen (vgl. Grossmann/Grossmann 2009, S. 40f.). Verlust bewirkt Kummer bis zur Depression und Anfälligkeit für Erkrankungen. Häufig wechselnde Betreuung oder Vernachlässigung führen zu Bindungslosigkeit, um sich vor wieder

auftretendem Enttäuschungs- und Trennungsschmerz zu schützen (vgl. Grossmann/Grossmann 2009, S. 23).

Die Auswahl der möglichen Bindungsfigur wechselt im Laufe des Lebens. Nach einer langen Phase des Primats einer intensiven Mutter-Kind-Beziehung knüpft der heranwachsende Mensch vermehrt Kontakte mit Gleichaltrigen (vgl. Ainsworth 2003, S. 341 ff.; Bowlby 2006, S. 103 ff.). Eine Bindung zu einer Person entsteht durch eine Abfolge von vorprogrammierten Verhaltensmustern, die sich auf die Bezugsperson ausrichten. Dieses Verhalten soll eine Nähe zur Bindungsperson herstellen und eine Trennung verhindern. Bindungsverhalten zeigt sich am häufigsten und klarsten bei einem Säugling in Form von Weinen, Anklammern und Nachfolgen sowie Protest beim Weggehen der Bezugsperson. Es zeigt sich im Laufe der menschlichen Entwicklung in geänderter Form, bleibt aber ein Leben lang erhalten (vgl. Bowlby 2001, S. 160). Erkennbar wird es bei Belastungen entsprechend der gesellschaftlich akzeptierten Formen, zum Beispiel seufzen oder klagen statt weinen. Wendet sich die Bezugsperson einer anderen Person zu oder ist sie durch eine andere Tätigkeit abgelenkt, erzeugt dies Eifersucht und veranlasst das Kind zu einem Kampf um Zuwendung (vgl. Grossmann/Grossmann 2009, S. 37 f.). Kinder, die von ihren Eltern nicht kindgerecht behandelt werden, verleugnen dies meist beharrlich. Das Kind weiß instinktiv, dass es die Versorgung unbedingt braucht. Nicht sichere Bindungsverhaltensweisen eines Kindes bei späteren Beziehungspersonen, wenn es zum Beispiel krank, hungrig, bedroht oder angegriffen wird, sind immer ein Hinweis auf schwierige Erfahrungen mit seinen früheren Bindungspersonen. Das Kind konnte nicht erfahren, dass seine Verhaltensweisen erfolgreich waren und hat diese aufgegeben (vgl. Grossmann/Grossmann 2006, S. 70 f.).

Die Funktion des Bindungsverhaltenssystems sieht Bowlby in der Herstellung und der Aufrechterhaltung der Nähe zur Mutter zum Schutz des Kindes vor Gefahren und Angst auslösenden Situationen. Es dient somit der Sicherung des Überlebens und ist emotional verankert (vgl. Grossmann/Grossmann 2006, S. 37 f.). Der Säugling bringt von Natur aus angelegte Verhaltensweisen mit, die es ihm ermöglichen, eine Bezugsperson, in der Regel die Mutter, zu kontaktieren und bei ihr ein natürlich angelegtes System, das Pflegeverhaltenssystem, anzuregen. Beide Systeme sind komplementär und grundlegend für den Aufbau einer Bindungsbeziehung. Verhaltensweisen des Säuglings wie Schreien, Lächeln, Blickkontakte und Klammern lösen bei der Mutter intuitive Reaktionen aus, die darauf angelegt sind, sich dem Kind zuzuwenden und ihm zur Verfügung zu stehen, ihm Nähe, Sicherheit, Schutz und Geborgenheit zu geben. Dabei entwickeln Eltern intuitiv eine an die Entwicklung des Säuglings angepasste vorsprachliche Kommunikation, die sie auf die kindliche Wahrnehmungsfähigkeit ausrichten, zum Beispiel Einsatz von Mimik und Gestik und stimmliche Anpassung (vgl. Schleiffer 2009,